

JONATHAN BÖHM

LENKA REINEROVÁ ODER WAS BLEIBT?

Wenn ich ihre Erzählungen heute lese, fallen mir vor allem die Schwachstellen auf. In »Das Geheimnis der nächsten Minuten« schreibt sie, daß unser Leben »nur ein Körnchen im unendlichen Meer der Menschheit« sei. Ein schiefes Bild. Im »Ausflug zum Schwanensee« heißt es einmal, »es knirschte, wie wenn Steine gegeneinander schlagen«. Ich lese alle ihre Erzählungen von neuem, mal ganz genau, mal überfliege ich sie, und plötzlich springen mich überall die Unstimmigkeiten an. »Der graue Wölfling« handelt von ihrem Aufenthalt in Casablanca während der Flucht vor den Nazis. Vor allem aber davon, wie man die Angst, »den grauen Wölfling«, der einem in den Dämmerstunden auflauert, besiegt: »Man muß ihn zu erkennen versuchen.« Genau das tut sie in ihrer Erzählung aber nicht, sie spricht davon, wie sie sich einen peinlich genauen Tagesablauf auferlegte, um nicht in Verzweiflung zu geraten, aber das Wesen ihrer Angst bleibt im verborgenen. Sie weicht ihm aus. Stattdessen erfährt man, wann Reinerová jeden Tag auf der Post erschien, wann sie im Café Zeitung las oder in der Bäckerei billigen Kuchen erstand. Zum Schluß bekräftigt sie schlicht, daß es eben möglich sei, die Angst zu besiegen. »Steh auf, Freund Mensch, wer auch immer du bist, zögere keinen Atemzug mehr«, ruft sie pathetisch aus, »zieh den Vorhang hoch, laß das Tageslicht hereinfluten, und der graue Wölfling, der dir aufzulauern vermeint und der es auf dein Herz abgesehen hat – ein Tropfen Blei genügt! –, wird sich in Nichts auflösen, in sein eigenes Nichts.«

Ich schüttelte den Kopf darüber, es wirkt unaufrichtig. Dazu kommt die leicht kitschige Sprache. Ein »Tropfen Blei« im Herzen als Bild für die Beklommenheit, die Angst am frühen Morgen, zwischen Schlafen und Wachen.

Warum ist mir das damals nicht aufgefallen? Habe ich es einfach überlesen? Ich blättere und entdecke meine Randnotizen in »Zu Hause in Prag – manchmal auch anderswo«. In London sieht die Ich-Erzählerin vor der Royal Festival Hall eine Obdachlose kauern, zu der sie im Geiste spricht und die sie an ihre eigene Heimatlosigkeit erinnert. Um ihr Mut zu machen, schildert sie ihre eigene Odyssee: von der Tschechoslowakei, wo sie für die Arbeiter-Illustrierte-Zeitung schrieb, über Rumänien, wo sie auf einer Recherchereise vom deutschen Einmarsch in Prag überrascht wurde, weiter über Italien, von wo sie nach Frankreich floh, erst in Versailles, später in Paris wohnte, wo sie ein Künstlerhaus für tschechoslowakische Künstler mitgründete, nach dem Hitler-Stalin-Pakt als feindliche Auslän-

derin verhaftet, im Gefängnis La Petite Roquette inhaftiert und schließlich nach den Bombenangriffen auf Paris in ein Lager nahe Rieucros verbracht wurde. Von dort gelang die Flucht nach Marseille, auf ein Schiff nach Amerika, das aber nach knapp zwei Wochen in Marokko haltmachte, wo man sie in einem Wüstenlager festsetzte. Abermals konnte sie entkommen und fuhr diesmal wirklich bis nach Amerika, wo sie schließlich in Mexiko eine vorübergehende Bleibe fand. In den Szenen dazwischen beschreibt sie die Obdachlose reichlich klischeehaft: Sie hat »traurige Augen«, sitzt auf einer unnatürlich sauberen Decke und dreht immer dann den Kopf weg, wenn jemand freundlich grüßt.

Lenka Reinerová sagte über sich selbst, sie sei keine Schriftstellerin, sondern eine Erzählerin. Der Ehrgeiz, etwas zu erfinden, gehe ihr ab, außerdem müsse sie das gar nicht, wo sie doch so viel erlebt habe, daß sie nur aus diesem Fundus zu schöpfen brauche. Vielleicht ist sie nicht mit literarischen Maßstäben zu messen, weil das gar nicht ihr Anspruch war? In einem Interview beschreibt sie sich als ungebildet. Mit knapp sechzehn mußte sie das Gymnasium verlassen, weil ihre Familie nicht über ausreichende Mittel verfügte – ein Umstand, den sie, ein begabtes Kind, als schreiende Ungerechtigkeit empfand, sie hätte gerne studiert.

Meine Verbundenheit mit den Orten, an denen ich lebe, wächst mit den Geschichten. Je mehr ich über sie lese, desto mehr werden sie mir zur Heimat. Auch in Prag habe ich mir die Orte angesehen, über die Lenka Reinerová geschrieben hat. Dabei war Tschechien ein Land, für das ich mich bis zu meinem Studium dort nie sonderlich begeistern konnte. Ich erinnere mich an Besuche bei Verwandten, die noch dort lebten, als ich ein Kind war, an eine mir fremde Sprache, an heruntergekommene Häuser und Zigeunerkinder in zerlumpte T-Shirts, die sich an einem Bahnübergang vor unser Auto stellten, um ungefragt die Frontscheibe zu putzen und danach mit »Marka-Marka«-Rufen den Lohn einzufordern. Aber sonst? Am deutlichsten spüre ich noch die Verunsicherung, wenn wir nach der Ausweiskontrolle die Grenze passiert hatten, ein Gefühl latenter Bedrohung, gerade so, als seien wir von Feinden umgeben.

Meine Großmutter war nach dem Zweiten Weltkrieg aus Böhmen vertrieben worden und freute sich sehr, als ich in Prag studierte, auch weil ich tschechisch lernte und mich für ihre Heimat zu interessieren begann. Als ich sie einmal von Prag aus besuchte, fragte sie mich, wie ich denn hergekommen sei. Mit dem Zug, antwortete ich. Als sie im Verlauf des Gesprächs die Frage ein zweites und drittes Mal stellte, ahnte ich, daß es keine Nachlässigkeit war. Vielleicht sorgte die Angst, meine Großmutter zu verlieren, dafür, daß ich alles aufsaugte, was auch nur im Entferntesten mit Böhmen zu tun hatte.

Keinen Monat nach meiner Ankunft in Prag entdeckte ich in einer deutschen Buchhandlung auf der Kleinseite »Es begann in der Melantrichgasse – Erin-

nerungen an Weiskopf, Uhse, Kisch und die Seghers«. In der Folge las ich alle Bücher Lenka Reinerová, »Das Traumcafé einer Pragerin«, das Totengespräche mit ihren Freunden enthält. »Mandelduft«, in dem sie von ihren Krankheiten spricht – auf der Flucht überlebte sie ohne medikamentöse Behandlung eine Gelbsucht, in ihrem späteren Leben auch vier schwere Krebserkrankungen –, »Alle Farben der Sonne und der Nacht« über ihre willkürliche Inhaftierung Anfang der fünfziger Jahre, die sie mit ihren Gefängniserfahrungen während des Zweiten Weltkriegs vergleicht, »Närrisches Prag«, in dem sie als fast Neunzigjährige durch die Stadt flaniert und ihren Beobachtungen die Erinnerungen gegenüberstellt. Ich las ihre Bücher und erfuhr, woher die Celetná, die frühere Zeltnergasse ihren Namen hat, wo das Invalidenheim steht, wo sich die Hungermauer, der Laurenziberg und das Karolinenthal befinden. Ich kannte diese Geschichten bald besser als die meisten Prager und fand es seltsam, daß sie all das so wenig zu interessieren schien. Lenka Reinerová war mein Zugang zur Vergangenheit der Stadt. Ich sah Prag und seine Geschichte, aber auch Europa mit ihren Augen, vermeinte manchmal in den dreißiger und vierziger Jahren zu leben. Selbst wenn ein Thema mich nicht sonderlich interessierte, unterbrach ich die Lektüre nicht. Mir hätten ja wichtige Details über die Geschichte und das Leben in Prag entgehen können. War ich bereit, die Texte so zu lesen, weil ihre Zeitzeugenschaft über ihrer literarischen Güte steht? Heute lese ich sie wieder, aber all die Ungereimtheiten lassen mich nicht mehr hindurch.

Lenka Reinerová Mutter war eine Deutsche aus Saaz/Žatec in Westböhmen, ihr Vater ein tschechischer Eisenwarenhändler in Prag. Beide gehörten dem liberalen Judentum an, vor allem die Mutter war peinlich darauf bedacht, nicht aufzufallen, weshalb das Jüdische nicht öffentlich sichtbar sein sollte. Die Tochter sprach gleichermaßen tschechisch und deutsch, betonte aber immer wieder, daß das Deutsche ihre Muttersprache sei, weshalb sie auch nach der Ermordung ihrer Familie durch die Deutschen nicht aufhörte, deutsch zu schreiben.

Wichtig bleibt für mich ihr Prager Deutsch – einige ihrer Erzählungen hat sie selbst als Hörbuch eingesprochen: Ein Deutsch, dem man die Nähe zu den slawischen Nachbarn anhört, in dem auch das Österreichische mitschwingt, dazu der leicht altertümliche Wortschatz. Da werden Avancen gemacht, sie bezeichnet sich selbst als junges Ding oder »installiert« sich im Abteil eines Eisenbahnwagens.

Reinerová Werke gaben auch den Anstoß zu weiteren Lektüren. Ohne ihre Schilderungen Egon Erwin Kischs, in dem sie einen wichtigen Freund und Förderer hatte, hätte ich seine Bücher nie gelesen und ein paar großartige Reportagen nicht gekannt. In der Folge entdeckte ich auch Franz Carl Weiskopf, ihren einstigen Chefredakteur bei der Arbeiter-Illustrierten-Zeitung. Ich blätterte durch

Louis Fürnbergs Werke und las den Episodenroman »Die verlorene Geliebte« von Johannes Urzidil, von dem ich später Tonaufnahmen hörte, in denen auch er dieses famose Prager Deutsch spricht. Außerdem verdanke ich ihr Gustav Meyrink, Felix Weltsch und Anna Seghers. Oft wird behauptet, Lenka Reinerová habe Franz Kafka gekannt, das war nicht der Fall. Trotzdem kam ich über sie schließlich auch zu ihm.

Im Netz stoße ich auf ein etwa fünfstündiges Gespräch, in dem sie ihr Leben erzählt. Vieles ist mir aus den Büchern bekannt, dennoch höre ich mir alles an und entdecke interessante Details, etwa über das Schicksal ihres Vaters, das sie in keinem ihrer Bücher erwähnt. Er kämpft im Ersten Weltkrieg an mehreren Fronten, bleibt ohne Verwundung und wird gegen Ende des Krieges in die Nähe von Prag verlegt. Als er eines Tages den Kasernenhof überquert, löst sich ein Schuß aus dem Gewehr eines Kameraden, der beim Putzen der Waffe das Sichern vergessen hat. Die Kugel tötet ihren Vater nicht, sondern bleibt zwischen Hirn und Schädelknochen stecken, damals eine inoperable Verletzung. Er kann sein Geschäft nicht mehr alleine weiterführen. Der Teilhaber, den er in die Firma aufnimmt, bringt ihn um seinen Anteil und ruiniert die Familie finanziell.

Eine der wesentlichen Folgen: Lenka muß das Gymnasium verlassen und beginnt, in einer Papierfabrik zu arbeiten. Das kleine Büro teilt sie sich mit dem später berühmten Jugendschriftsteller Jaroslav Foglar, dem die Büroarbeit ebenso verhaßt ist wie ihr. Sie vereinbaren einen Handel: Alle zwei Wochen tauschen sie die Plätze, damit der eine am hinteren Schreibtisch in Ruhe schreiben kann, während der andere am vorderen emsige Betriebsamkeit vortäuscht.

In Prag lernte ich intensiv Tschechisch, besuchte nur tschechische Seminare und Vorlesungen, auch wenn ich anfangs kein Wort verstand, und wohnte mit Einheimischen zusammen. Nach wenigen Monaten merkte ich es gar nicht mehr, wenn ich die Sprache wechselte, und bekam eine Ahnung davon, wie es war, als zweisprachiger Deutscher in Prag zu leben. »Deutsch ist meine Muttersprache, aber das Tschechische geht mir zu Herzen«, hat Kafka einmal gesagt, und das gilt auch für mich. Ich bin ein Stück weit Tscheche geworden, ein Böhme, wie meine Großmutter vielleicht sagen würde, und mir scheint, daß ich auch für sie dort gewesen bin, um die Lücke zu schließen, die in der ganzen Familie spürbar ist, um für sie etwas fortzusetzen, das ihr nicht vergönnt war: in Böhmen zu leben.

Am 27. Juni 2008 starb Lenka Reinerová im Alter von 92 Jahren in ihrer Prager Wohnung. Bei einem Sturz im Haus ihrer Tochter in London hatte sie sich im Vorjahr mehrere Knochenbrüche zugezogen, von denen sie sich nicht mehr erholte. Zum internationalen Holocaust-Gedenktag konnte sie nicht mehr nach

Berlin reisen, wo sie im Januar 2008 im Bundestag sprechen sollte, die Schauspielerin Angela Winkler trug ihre Rede vor. Damals mochte ich nicht an die Todesnachricht glauben. Ich hatte ihre Bücher gelesen und tatsächlich das Gefühl gehabt, sie sei unsterblich und ich könne an ihrer Unsterblichkeit teilhaben oder müsse zumindest weniger Angst vor dem Tod haben. Heute erscheint es mir seltsam, daß sie an den Folgen eines banalen Treppensturzes starb, sie, die so viele schwere Krankheiten überstanden hatte.

Knapp zwei Wochen später fand die Trauerfeier statt. Die Halle im Krematorium in Strašnice/Straschnitz war überfüllt. Vorn, neben dem Sarg, ihr Bild auf einer Staffelei, umrahmt von Blumen. Reden wurden gehalten, und Spieldosenmusik erklang, bevor der Sarg durch eine geöffnete Luke in einen dunklen Raum davonglitt. Lenka Reinerová erzählte mir in ihren Büchern Dinge, die meine Großmutter mir nicht erzählen konnte. Sie war eine Daheimgebliebene, auch wenn Prag nach Flucht und Shoa sicher nicht mehr die »Heimat« werden konnte, die es vordem gewesen war.

2007 erschien »Helden der Hoffnung«, ein Buch über deutsche Kommunisten und Sozialdemokraten, die dem Nationalsozialismus Widerstand geleistet und sich für die tschechoslowakische Republik eingesetzt hatten, die verfolgt, vielfach in Konzentrationslagern gefoltert und dennoch nach dem Krieg vertrieben wurden. Viele von ihnen waren bitter enttäuscht, daß der tschechoslowakische Staat und die Mehrheit der Tschechen ihr Engagement nicht anerkannten und sie mit den anderen Deutschen des Landes verwies. Lenka Reinerová, die sich seit 1989 für eine Aussöhnung mit ihnen einsetzte, hatte das Vorwort zu dem Buch verfaßt. Im selben Jahr erschien auch ihr letzter Erzählband »Das Geheimnis der nächsten Minuten«. Wieder läßt sie ihre Lebensgeschichte Revue passieren, diesmal unter dem Aspekt des Wartens. »Was ist eigentlich Warten?« fragt sie. »Ein Zustand, in den man versetzt wird, den man mitunter selbst wählt, der einem allerdings oft sogar richtig aufgezwungen wird.« Und so reiht sie die Wartesäle ihres Lebens aneinander, den des Masarykbahnhofs in Prag, wo sie sich 1939 von Mutter und Schwester verabschiedet, ohne zu ahnen, daß es kein Wiedersehen geben wird, Räume, in denen sie auf Verhöre wartet, die Klinik in Belgrad, wo sie die Stunden bis zur Geburt ihrer Tochter verbringt, die Gefängniszellen in Ruzyně, wo sie Anfang der fünfziger Jahre inhaftiert ist, die nur wenige hundert Meter von dort entfernte Warthalle des Prager Flughafens. »Warten«, schreibt sie weiter, »ist etwas ganz anderes als Erwarten. Man wartet auf einen Menschen, auf ein Transportmittel, eine Nachricht. Man erwartet ein Ereignis, eine Änderung im Leben.«

Daß sie den Veränderungen in ihrem Leben optimistisch entgegensah, beeindruckt mich nach wie vor. Das Leben habe einen Anfang und ein unausweich-

liches Ende, damit müsse man sich abfinden, schreibt sie, aber die Zeit dazwischen sei dem Menschen gegeben, um ihr einen Sinn zu verleihen. Natürlich kommt auch bei ihr die Frage nach dem, was bleibt: »Was werde ich tun, wenn ich gestorben bin?« Vielleicht ein sinnloser Gedanke, doch sei er tröstlich und ermutigend. »Denn auf diese Weise wartet man nicht auf ein endgültiges Ende, sondern auf die erträumte Möglichkeit eines unbekanntes, zweifellos völlig andersartigen Anfangs.«

Lenka Reinerová hat nicht gewartet, sondern bis zuletzt gearbeitet – an einer Erzählung über den spanischen Bürgerkrieg.